

50 Jahre

Seminar für Kirchlichen Dienst

Staatlich anerkannte Fachschule für Sozialpädagogik
und Familienpflege



Festschrift 2006

Inhalt

Grußwort des Bischofs	3
Zum 50-jährigen Jubiläum des SKD	3
50 Jahre Seminar für Kirchlichen Dienst	4
Der Beginn 1956	4
Umzug nach Greifswald 1958	4
Ab 1989	5
Die Jahre 2001 - 2006	7
Die Welt der Bibel zum Anfassen – ein Bericht	8
Das Wiedersehen	9
Im September 1969	9
1980	9
Warum eigentlich Seminar für Kirchlichen Dienst?	11
Erinnerungen an die ersten Jahre	12
Die Diakoninnengemeinschaft und das Seminar für Kirchlichen Dienst	17
Projekttag an unserer Schule – immer wieder ein Erlebnis	19

Bildnachweis

Umschlagseite vorn	Eingang SKD, Puschkinring 58 a, September 2006
Seite 4	Haus der Kirche – Schwedenhaus, Johanna-Odebrecht-Stiftung, 1961
Seite 5	Schüler pflastern den Schulhof, Puschkinring 58 a, 1994
Seite 6	Schulhof, Puschkinring 58 a, September 2006
Seite 7	Eingang SKD, Puschkinring 58 a, September 2006
Seite 8	Abschlussarbeit aus der Oberstufe Erzieher 2006
Seite 9 oben links	Abschlussarbeit, Buchgestaltung, aus der Oberstufe Familienpfleger 2005
Seite 9 unten rechts	Maskengestaltung, 2. Jahr Sozialassistenten 2006
Seite 10 links oben	Bilder fühlen, Mittelstufe Erzieher 2004
Seite 10 unten	Objektgestaltung aus Verpackungsmaterial, 1. Jahr Sozialassistenten 2006
Seite 10 rechts oben	Objektgestaltung, Osterfest, Unterstufe Familienpflege 2004
Seite 11 links oben	Textilbild, Gemeinschaftsarbeit, Unterstufe Erzieher
Seite 11 rechts oben	Großformatige Malerei, Gruppenarbeit, 1. Jahr Sozialassistenten 2006
Seite 11 unten	Abschlussarbeit aus der Oberstufe Erzieher 2006
Seite 12-17	Biblische Erzählfiguren in Szene gesetzt: Ruth und Noomi, Unterstufe Familienpfleger 2006
Seite 19 links oben	Gartenarbeit mit Lehrern und Schülern
Seite 19 unten	Patchwork, Quilt
Seite 19 rechts oben	Stuhl, Objektgestaltung, Unterstufe Erzieher 2004
Umschlagseite hinten	Aula im SKD, Puschkinring 58 a, September 2006

*Einen anderen Grund kann niemand legen als den,
der gelegt ist; das ist Jesus Christus.*

Kor. 3, 11

Grußwort des Bischofs

Vor einem halben Jahrhundert, unter gänzlich anderen Bedingungen, wurde das Seminar für Kirchlichen Dienst, kurz SKD genannt, gegründet. Die Kirche stand damals unter äußerem Druck des Staates. In der Zeit der DDR war es schwer möglich, die für Gemeindeglieder und Kirchenverwaltung notwendigen Personen aus den staatlich verantworteten Ausbildungsgängen zu gewinnen. Deswegen gründete die Frau des pommerschen Bischofs, Helga Krummacher, das SKD. Dort sollten verschiedene Bildungsgänge angeboten werden. Die Ausbildung zur Gemeindegliederin, Kinderdiakonin, Wirtschaftsdiakonin, Verwaltungsdiakonin und Pflegediakonin sollte hier möglich sein. Die ersten vier Ausbildungsgänge wurden angeboten, solange für diese Berufe innerhalb der früheren DDR ein Bedarf war, ja, sie haben sogar die DDR überlebt. Alle Ausbildungszweige verbanden eine theologisch-kirchliche Grundbildung, eine musisch-kreative Ausbildung und die jeweils fachbezogene Bildung miteinander. Allgemeinbildung, biblisch-kirchliche Bildung und Fachausbildung waren ein einheitliches Ganzes. Bis heute arbeiten in den Einrichtungen der Pommerschen Kirche und ihrer Diakonie und in vielen anderen kirchlichen Einrichtungen – besonders im Osten Deutschlands – Frauen, die eine ausgezeichnete Ausbildung am SKD gewonnen haben.

Nach der friedlichen Revolution im Jahre 1989 und den großen Veränderungen, die durch die deutsche Vereinigung bedingt waren, ergaben sich ganz neue Möglichkeiten und Herausforderungen. Das SKD ist heute eine kirchliche Fachschule für die Ausbildung von Erzieherinnen und Erziehern, Familienpflegerinnen und angrenzenden Berufen. Heute ist vor allem die Ausbildung für den Erzieherberuf wegen des religionspädagogischen Anteils ein wichtiger Dienst für unsere Kirche.

Aber ob in der Zeit vor 50 Jahren oder heute, in jedem Fall ist es wichtig, dass der Grund für die Ausbildung solide gelegt wird. Der Grund, der mit der Person und der Botschaft Jesu Christi gelegt ist, ist höchst solide. Auf diesem Grund muss jede Zeit neu ihr Haus der Ausbildung aufbauen. Einfacher ist dies in der Gegenwart auch nicht geworden.

Ich wünsche der Schulleitung, der Lehrerschaft und dem Kuratorium des SKD, dass sie auch in Zukunft gemeinsam mit den Schülerinnen und Schülern eine tragfähige Ausbildung auf dieses Fundament aufbauen können. Den Schülerinnen und Schülern und den Absolventinnen und Absolventen wünsche ich, dass sie durch ihre Ausbildung am SKD eine gute Basis für ihr ganzes weiteres Leben erhalten.

Möge Gott, der Herr, alle, die mit dem SKD verbunden sind, segnen.

Dr. Hans-Jürgen Abromeit
Bischof der Pommerschen Evangelischen Kirche

Zum 50-jährigen Jubiläum des SKD

Das Seminar für Kirchlichen Dienst (SKD) blickt dankbar auf 50 Jahre Bestehen zurück.

50 sehr bewegte Jahre – ein halbes Jahrhundert – können gefeiert werden. Bis heute ist es gelungen, berufliche Bildungsarbeit in kirchlicher Trägerschaft zu gestalten. Jungen Menschen wird eine qualifizierte Ausbildung angeboten, die neben Fachkompetenzen stark die Persönlichkeitsentwicklung berücksichtigt und so auf eine verantwortliche Tätigkeit im sozialen Bereich vorbereitet. Ausbildungszeiten sind als entscheidende Lebensabschnitte prägend und hinterlassen Spuren. Dies erfolgt im SKD im besonderen Maße.

Betrachtet man anlässlich eines 50. Geburtstages ein Fotoalbum mit Bildern des Jubilars aus der frühesten Kindheit bis ins Erwachsenenalter, entdeckt man „Lebensspuren“: viele Gesichter, Gesichtsausdrücke und unterschiedlich festgehaltene Situationen.

Im SKD sind viele Gesichter ein und aus gegangen, Gesichter und dazugehörige Menschen. Sie haben die Arbeit des SKD entwickelt, getragen, geprägt oder die Angebote für sich einfach nur in Anspruch genommen. So kam neben bildungspolitischen, geschichtlichen und finanziellen Höhen und Tiefen Bewegung und Leben ins SKD.

Rein äußerlich waren die Gesichter des SKD an unterschiedliche Gebäude gebunden, in denen das Seminar zu Hause war. Die Anfänge wurden in Züssow gelegt, es folgten Jahre auf dem Gelände der Odebrechtstiftung und seit 1993 ist das SKD in einem Gebäude der Christuskirchengemeinde im Puschkinring untergebracht.

In der beruflichen Bildung ist es erforderlich, sich ständig neu zu orientieren, sensibel und flexibel den Bedarf für die Zukunft zu sondieren und zu gestalten. Im SKD haben sich so inhaltlich verschiedene Gesichtszüge herausgebildet. Es wurden immer wieder neue Schwerpunkte gesetzt, die es ermöglichten, dass das SKD heute eine staatlich anerkannte Privatschule ist. Weiterhin besteht eine gute Nachfrage für die Ausbildung in dieser Einrichtung. Geblieben ist ein eigenes, ganz besonderes Profil, ein „markantes Gesicht“: das sich von anderen Ausbildungseinrichtungen abhebt und einen gewissen Charme ausstrahlt.

Die gesamte Arbeit des SKD wurzelt und so wird sie besonders getragen, in der tiefen Zuversicht, dass Gott Menschen liebt, sie begabt, sie braucht und eine Beziehung mit ihnen eingehen möchte. Beziehungen sind im SKD weit über die eigentliche Ausbildung hinaus geknüpft worden, es sind tragende Beziehungsnetzwerke, wie z. B. die Diakoninengemeinschaft, oder familiäre Bindungen entstanden.

Ich wünsche dem Seminar für Kirchlichen Dienst stets Rahmenbedingungen, die ein langfristiges Fortbestehen ermöglichen und weiterhin Gottes Segen für die wertvolle Arbeit, die in dieser Schule geleistet wird.

Astrid Lindner
Rektorin

50 Jahre Seminar für Kirchlichen Dienst

Das Seminar für Kirchlichen Dienst in Greifswald feiert in diesem Jahr sein 50-jähriges Bestehen. Von 1956 - 2001, also 45 Jahre lang, habe ich als Lehrerin, später auch als Rektorin, die Arbeit im Seminar miterlebt und mitgestaltet.

Der Beginn 1956

Frau Helga Krummacher, meine Mutter, hat das Seminar 1956 gegründet. Sie hatte schon in Berlin, bald nach dem Ende des zweiten Weltkrieges, ein Seminar in kirchlicher Trägerschaft ins Leben gerufen, und zwar für die Ausbildung kirchlicher Kindergärtnerinnen. Diese erhielten später die Berufsbezeichnung „Kinderdiakonin“ zur Unterscheidung von den staatlichen ausgebildeten Kindergärtnerinnen. Sie konnten nur bei der Kirche angestellt werden, weil ihre Ausbildung in der DDR nie staatlich anerkannt wurde. Als mein Vater 1955 zum Bischof in Greifswald berufen wurde, erkannten meine Eltern schon bald die Notwendigkeit, auch in Pommern eine Einrichtung zur Ausbildung von Kinder- und Gemeinédiakonien zu schaffen.

Im Frühjahr 1956 stellte meine Mutter an die Pommersche Landessynode den Antrag auf Gründung eines Seminars für Kirchlichen Dienst und legte dafür bereits eine Konzeption vor. Dem Antrag wurde stattgegeben.

In den Züssower Diakonieanstalten gab es bereits eine Art Vorläufer, das so genannte Vordiakonische Jahr, gedacht für 14-jährige Schulabgängerinnen aus der 8. Klasse. Dieses wurde als vorwiegend praktisches Jahr gestaltet, ohne weiterführende Berufsausbildung. Am 1. September 1956 begann nun das planmäßige und strukturierte Vorseminar mit Unterrichts- und Praxisblöcken, dem sich die so genannte Hauptausbildung anschließen sollte.

Dieses Vorseminar gab es bis 1965. In diesem Jahr wurde in der DDR die Zehn-Klassen-Pflicht als verbindlich eingeführt. Von nun an kamen die Schülerinnen – es waren damals nur Mädchen – nach der 10. Klasse für dreieinhalb Jahre zur Ausbildung in das SKD.

Am 1. September 1957, also ein Jahr nach der Gründung des SKD, wurde in Züssow mit der Ausbildung von Kinder- und Gemeinédiakoninnen begonnen, und zwar nach der Absolvierung des Vorjahres.



Umzug nach Greifswald 1958

1958 zog die so genannte Hauptausbildung aus Platzgründen nach Greifswald, während das Vorseminar vorerst in Züssow blieb. Diese Teilung erforderte einen enormen Organisationsaufwand, sowohl für den Einsatz der Lehrer, als auch für die Gestaltung des Stundenplans. Der Unterricht für das Hauptseminar fand in Greifswald teilweise im Bischofshaus und teilweise in kirchlichen Räumen am Karl-Marx-Platz statt. Die Schülerinnen wohnten in Privatquartieren bei Gemeinemitgliedern, einige auch in der Odebrecht-Stiftung. Auf die Dauer waren das unhaltbare Zustände. Das Seminar benötigte dringend ein eigenes Gebäude. Im Herbst 1959 stellte die schwedische Kirche der Pommerschen Kirche ein schwedisches Fertigteil-Holzhaus als Geschenk in Aussicht. Erst im November 1960 wurde seitens der Behörden der DDR die Einfuhrgenehmigung erteilt.

Von der Einfuhrgenehmigung, über die Genehmigung eines Bauplatzes, bis hin zur Fertigstellung und Einweihung des Hauses war es ein nervenaufreibender Kampf zwischen Kirche und Staat. Da der Staat keinen anderen Bauplatz genehmigte, wurde das Gebäude auf dem Gelände der Johanna-Odebrecht-Stiftung in Greifswald errichtet und am 28. Oktober 1961 feierlich eingeweiht. Zu diesem Zeitpunkt war richtig fertig nur der Saal in der Mitte des Gebäudes. Das Haus erhielt den Namen „Haus der Kirche“.

Als das Haus nach vielen Mühen endlich vollständig bezugsfähig war, siedelte auch das Vorseminar von Züssow nach Greifswald über.

Bis zur Wende 1989 war das SKD eine reine kirchliche Ausbildungsstätte, die Lehrerinnen und Schülerinnen gehörten alle der evangelischen Kirche an. Da die Ausbildung am SKD nicht staatlich anerkannt war, konnten die Absolventen nur in kirchlichen Einrichtungen angestellt werden. Das Seminar erhielt seitens des Staates keine finanziellen Zuwendungen; die Schülerinnen hatten keinen Anspruch auf staatliches Stipendium, wie heute z. B. das BAföG. Sämtliche Personal- und Sachkosten waren von der Pommerschen Kirche zu tragen. Allerdings nahm der Staat auch keinen Einfluss auf die Gestaltung der Ausbildung und auf den Inhalt des Lehrplans.

Aus ideologischen Gründen konnten in der Regel keine Lehrer aus staatlichen Schulen übernommen werden, es sei denn, sie wurden wegen ihrer kirchlichen Einstellung dort entlassen oder schieden ihrerseits freiwillig aus dem staatlichen Schuldienst aus. Zu den bereits genannten zwei Fachrichtungen (Gemeinde- und Kinderdiakonin) kamen bald zwei weitere Fachrichtungen hinzu: die Ausbildung zur Wirtschaftsdiakonin für den Haus- und Küchenbereich in den Heimen der Diakonie und die Ausbildung zur Verwaltungsdiakonin für die kirchliche Verwaltung. Kurzzeitig gab es auch die Ausbildung zur Pflegediakonin, die aber aus verschiedenen Gründen bald wieder eingestellt wurde.

Die Gruppen in jeder Fachrichtung und in jedem Jahrgang waren nach heutigen Maßstäben relativ klein, etwa fünf bis zehn Schülerinnen pro Gruppe.

Die Ausbildungen waren geprägt durch drei Schwerpunkte: erstens die theologisch-gemeindebezogenen Inhalte,

zweitens die auf das jeweilige Berufsziel orientierten Fachinhalte und drittens die musisch-kreativen Inhalte, die sowohl für die spätere Berufsarbeit als auch für die eigene Persönlichkeitsentwicklung von großer Bedeutung waren.

Für unsere Arbeit war es wichtig, das gemeinsame Leben der Schülerinnen nicht nur im Unterricht, sondern auch im Internat positiv zu gestalten. Dazu gehörte das Bewältigen von Konflikten, der positive Umgang mit Kritik und Protest sowie das Schaffen einer Atmosphäre, in der man gern miteinander lebte und lernte. Es war im Seminar üblich, anstehende Entscheidungen nach Möglichkeit gemeinsam zu treffen und sie dann aber auch gemeinsam zu tragen.

Regelmäßig fanden Andachten und Gottesdienste statt, von Schülerinnen und Lehrern gemeinsam gestaltet. Es wurden oft und gern Feste gestaltet, z. B. nach bestandem Examen, zum Schuljahresende und zu Weihnachten.

In der ländlich geprägten Pommerschen Kirche waren die Absolventinnen in ihrer Berufsarbeit häufig sehr auf sich allein gestellt. Darum wollte meine Mutter gern Kontakt zu ihnen halten, um sie geistlich zu begleiten und in ihrem nicht immer leichten Dienst stützen zu können. Sie gründete deshalb 1964 die Diakoninnengemeinschaft, einen freiwilligen Zusammenschluss von Absolventinnen, die sich regelmäßig unter ihrer Leistung zu Rüstzeiten trafen. Diese Diakoninnengemeinschaft feierte übrigens im Jahr 2004 ihr 40-jähriges Bestehen.

Bei der Einweihung des Seminarneubaus auf dem Gelände der Johanna-Odebrecht-Stiftung sagte mein Vater, Bischof Krummacher: „Hier ist keine Insel der Seligen gebaut, weitab von Unfrieden und vom Glaubenskampf der Welt. Hier ist ein Haus gebaut, in dem Menschen atmen dürfen in der Kraft biblischen Glaubens, damit diese Kraft weiter ausgeatmet wird, so wie der Atem der Lunge, in dem geistigen Ringen zwischen Glauben und Unglauben, durch die Taten der Liebe wie durch Unterweisung der Kinder und Jugend.“ Man könnte diese Worte als Leitsatz betrachten für die Arbeit des SKD in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.

Ab 1989

Im Sommer 1989 zeichnete sich im SKD eine Krise ab. Junge Menschen entschieden sich immer seltener für eine kirchliche Ausbildung ohne staatliche Anerkennung, mit der man nur in kirchlichen Einrich-

tungen arbeiten konnte und selbst für DDR-Verhältnisse wenig verdiente. Hinzu kam, dass durch den Rückgang der Konfirmandenzahl die Kirche immer weniger Einfluss auf Jugendliche nehmen und darum auch immer weniger junge Leute für die Ergreifung eines kirchlichen Berufes motivieren konnte.

Die Zahl der Schülerinnen stand in keinem Verhältnis mehr zu dem personellen und finanziellen Aufwand für das SKD.

So gab es in der Landeskirche bereits erste Überlegungen, die Einrichtung zu schließen. In dieser Situation bat uns die Kirchenleitung, über eine neue Konzeption nachzudenken und nach Möglichkeiten zu suchen, das Seminar zu erhalten.

So traurig damals auch der Stand der Dinge war, so gelegen kam uns die Wende mit der Öffnung der Grenze im Herbst 1989.

Wir hatten schon in den Jahren zuvor partnerschaftliche Kontakte zu evangelischen Fachschulen in der Bundesrepublik; mehrere Schulleiter waren mir persönlich bekannt. Das ermöglichte uns, sofort nach der Grenzeröffnung evangelische Fachschulen für soziale Ausbildung in der damaligen BRD zu besuchen. Dort konnten wir uns informieren über die Ausbildungs- und Prüfungsordnungen, Rahmenpläne, Finanzierungsmodelle und über die notwendigen Kontakte zu den Bildungsministerien. Von den jeweiligen Schulleitern wurden wir in großzügiger Weise unterstützt und beraten, und so entstand eine Idee, wie es in dem SKD weiter gehen könnte. Wir wollten die Einrichtung auf keinen Fall aufgeben. In einem kleinen Kreis engagierter Lehrerinnen erstellten wir in kurzer Zeit eine neue Konzeption nach bundesdeutschem Vorbild, eine Konzeption, die wir für attraktiv, tragfähig und zukunftsorientiert hielten.

Wir beschlossen, in Zukunft nur noch in zwei Fachrichtungen auszubilden, die sich inhaltlich und vom Personalaufwand her gut miteinander verbinden und ergänzen ließen und auf zwei der bisherigen Ausbildungen aufgebaut werden konnten. Ziel war es außerdem, ein begrenztes, aber fest angestelltes Lehrerkollegium zu haben, im Gegensatz zu vielen Honorarkräften, wie es bisher oft war. Mit einem fest angestellten Lehrerkollegium lassen sich Stundenplan und Unterricht besser kontinuierlich gestalten und eine positive Schulkultur entwickeln.

So entwickelten wir aus der bisherigen kinderdiakonischen Ausbildung die Ausbildung zum/zur Erzieher/in und aus der bisherigen wirtschaftsdiakonischen Ausbildung die Ausbildung zum/zur Familienpfleger/in. Wir planten, die Verwaltungsausbildung ganz einzustellen,



len, da wir meinten, die Kirche könne in Zukunft diesbezügliche Mitarbeiter aus öffentlichen Ausbildungseinrichtungen gewinnen. Die gemeindediakonische Ausbildung wollten wir gern in das Katechetische Kolleg eingegliedert sehen.

Es kam nun darauf an, die Kirchenleitung für diese Konzeption zu gewinnen, was uns zum Glück schnell gelang.

Der nächste Schritt war die Erarbeitung neuer Rahmenpläne. Nur mit einer klaren, von der Kirchenleitung unterstützten Konzeption im Blick auf geplante Ausbildungseinrichtungen, auf Rahmenpläne und Finanzierungsmodell bestand Aussicht auf Zustimmung des inzwischen im



Aufbau befindlichen Bildungsministeriums. Ohne die Genehmigung des Ministeriums, ohne staatliche Zuschüsse und ohne staatliche Anerkennung der Berufsabschlüsse hätte das SKD trotz aller Bemühungen keine Zukunft gehabt.

Als ich, ausgerüstet mit allen notwendigen Unterlagen, zum ersten Mal nach Schwerin in das Bildungsministerium fuhr, war mir schon etwas bange, hatte ich doch nie zuvor in der DDR mit einem Ministerium zu tun gehabt. Ich fand eine

sehr freundliche und offene Atmosphäre vor. Nachdem ich unser Konzept und Vorhaben erläutert hatte, erhielt ich zunächst die mündliche Genehmigung, ab dem 1. September 1990 mit beiden Ausbildungen beginnen zu dürfen. Von da an gab es ständigen und regelmäßigen Kon-



takt mit der zuständigen Fachabteilung des Bildungsministeriums in Schwerin.

Um genügend Schülerinnen zum neuen Schuljahr zu haben, begannen wir eine große Werbeaktion. Die Werbung hatte Erfolg: Es meldeten sich genügend Bewerberinnen für einen ersten Ausbildungsjahrgang.

Das letzte DDR-Bildungsministerium hatte noch die staatliche Anerkennung des SKD als Fachschule in Trägerschaft der Pommerschen Landeskirche ausgesprochen. Diese Anerkennung wurde am 28. März 1991 durch das Schweriner Ministerium bestätigt. Später wurden auch alle Abschlüsse der in der DDR-Zeit



ausgebildeten Absolventen staatlich anerkannt und entsprechenden Ausbildungen in der Bundesrepublik gleichgestellt. Mit der staatlichen Anerkennung war verbunden, dass das SKD berechtigt war, im Auftrag des Ministeriums Prüfungen abzunehmen und Zeugnisse mit der staatlichen Anerkennung auszustellen. Zugleich übernahm das Ministerium aber auch die Verpflichtung, sich an der Finanzierung des SKD im Rahmen des Privatschulgesetzes zu beteiligen. Außerdem wurden die Schülerinnen

BAföG-berechtigt, und zwar für ein BAföG, das nicht zurückgezahlt werden muss. Für das SKD wiederum entstand aus dem Status der Ersatzschule die Verpflichtung, sich auch für Bewerberinnen zu öffnen, die keiner Kirche angehören. Diese allerdings sollen offen sein für kirchliche Veranstaltungen und kirchlich geprägte Unterrichtsfächer, von denen man sich nicht abmelden kann. Man muss das unbedingt positiv sehen, denn es liegt darin eine missionarische Chance. Man erreicht in solcher Schule junge Leute, die durch die üblichen Gemeindeangebote nicht erreicht werden.

Seit 1990 stiegen die Schülerzahlen stetig an, so dass das schwedische Holzhaus bald viel zu klein wurde. Da bot die Stadt Greifswald 1992 der Pommerschen Kirche eine nicht mehr benötigte Kinderkombination in unmittelbarer Nähe zur Christuskirche in Greifswald-Schönwalde II an. Es entstand der Plan, dieses Gebäude für einen kirchlichen Kindergarten und für das SKD zu nutzen. Das Haus wurde vollständig um- und ausgebaut. 1993 konnten wir schließlich umziehen. Uns viel ein Stein vom Herzen, hatten wir doch zuletzt auf Fluren, im Heizungskeller und bei gutem Wetter draußen unterrichtet, da das alte SKD die vielen Schülerinnen nicht mehr fassen konnte. Am 22. Oktober 1993, also fast auf den Tag 32 Jahre nach der Einweihung des schwedischen Holzhauses, fand nun die Einweihung des neuen SKD statt.

Im Auftrag des Bildungsministeriums führten wir in den ersten Jahren mehrfach Anpassungsqualifizierungen für ehemalige DDR-Kindergärtnerinnen durch sowie auf Bitten des Arbeitsamtes Umschulungsmaßnahmen für arbeitslose Frauen zu Familienpflegerinnen. Später hatten wir so viele Klassen in der Erstausbildung, dass solche zusätzlichen Aufgaben nicht mehr geleistet werden konnten.

So genannte Ersatzschulen haben innerhalb der auch für sie geltenden staatlichen Vorgaben Freiräume, die es plan- und sinnvoll zu nutzen gilt. So können sie z. B. neue Unterrichtsformen ausprobieren und einführen. Sie können innerhalb der Rahmenpläne schnell und unbürokratisch auf aktuelle, neue Fragen und Erkenntnisse reagieren. Außerdem bieten sie zusätzliche Fächer an, im SKD z. B. Religionspädagogik und ein breit gefächertes musisch-kreatives Angebot. Schule und Unterricht müssen also immer kreativ und flexibel gestaltet werden.

Die Schulleitung einer Ersatzschule ist wie in allen Schulen verantwortlich für die

Einhaltung der Ausbildungs- und Prüfungsordnung und für die professionelle Umsetzung der Rahmenpläne. Sie ist außerdem dafür verantwortlich, das besondere Profil der Schule, die Schulkonzeption, umzusetzen und für die Schulkultur Sorge zu tragen.

Die Schulleitung ist zuständig für die Finanzen und für den Haushaltsplan und dessen Einhaltung. Die Schulleitung stellt die Lehrer ein und nimmt die Bewerber auf. Sie führt die Examen durch und stellt die Zeugnisse aus. Sie hat die Verantwortung für den Stundenplan, den Lehrereinsatz und die Regelung von Vertretungen, für regelmäßige Konferenzen mit den Lehrern sowie mit den Schülervertretern, für die Weiterbildung der Lehrer und die Pflege und Instandhaltung von Schulgebäude und Grundstück. Sie hält Kontakt zu anderen gleichartigen Schulen, zum Träger und zum Bildungsministerium. Dem Kuratorium des SKD ist sie Rechenschaft schuldig.

Wichtig für die Schulleitung ist ein intaktes und motiviertes Kollegium, in dem ein guter Teamgeist herrscht, und das zur Mitgestaltung und Mitverantwortung bereit ist. Die Schulkultur einer Privatschule strahlt nach außen und macht solch eine Schule attraktiv. Sie bestimmt ihre Qualität und ihre Atmosphäre. Diese wiederum wird von Absolventen und Schülern weitererzählt und ist damit die entscheidende Werbung in eigener Sache. Mir war es immer wichtig, dass sich Christen und Nichtchristen im SKD in einer Atmosphäre von Offenheit und Toleranz begegneten und jeder mit seiner Persönlichkeit und seinen Gaben gefördert wird. Man muss deshalb immer zu Gesprächen bereit sein.

Es gibt im SKD auch heute noch besondere Formen des Lebens und Lernens. So werden der Schuljahresbeginn und das Schuljahresende feierlich gestaltet. Es gibt Schulgottesdienste und den gemeinsamen Wochenschluss. Es gibt Schulfeste und Projektwochen mit besonders gestalteter Darbietung der Ereignisse. Es gibt besondere Gesprächsangebote wie Bibelgespräche und auf Wunsch Taufunterricht.

Eine besondere Bedeutung hat die Öffentlichkeitsarbeit und die Zusammenarbeit mit dem Jugendamt der Stadt Greifswald und vielen sozialen Einrichtungen, in denen die Schülerinnen und Schüler ihre Praktika absolvieren. Dabei ist der ständige und gute Kontakt zu den Mentoren sehr wichtig. Diese werden immer wieder zur Vorbereitung bzw. zur

Auswertung der Praktika ins SKD eingeladen.

Kommen wir zum Schluss: Heute erweckt ein Rückblick aus 50 Jahren Geschichte des SKD vielleicht den Eindruck, als hätte sich immer wieder alles glatt und leicht geregelt. Aber es gehörten in den 50 Jahren viele Überlegungen, Planungen, persönlicher Einsatz und oft auch Kämpfe dazu, das SKD über ein halbes Jahrhundert hinweg und in wechselnden Zeitläufen zu erhalten und immer wieder neu zu gestalten.

Ich habe persönlich immer wieder auch Vorwürfe zu hören bekommen, ich hätte durch die schnelle Umgestaltung des SKD nach der Wende und durch die entschlossene Anpassung an die neuen Gegebenheiten das Erbe meiner Mutter verschleudert. Ich bin aber nach wie vor davon überzeugt, dass meine Mutter genauso gehandelt hätte. Es war ihr stets klar, dass die Zeit nicht stehen bleibt, und dass auf neue Entwicklungen mit entsprechenden Veränderungen reagiert werden muss.

Ich habe in all den Jahren meiner Leistungstätigkeit immer wieder festgestellt, dass viele Fragen und Probleme im SKD, die mich beschäftigten und immer wieder neu bedacht und geklärt werden mussten, auch schon meine Mutter in ihrer Zeit beschäftigten. Mein Wunsch ist es, dass das SKD als kirchliche Ausbildungsstätte und als staatlich anerkannte Fachschule trotz der großen Finanzprobleme in der Kirche und im Land erhalten bleibt.

Irmtraud Seibt

Die Jahre 2001 - 2006

Bereits im Herbst 1996 konnte ich auf einer bundesweiten Tagung von Ausbildungsstätten der Familienpflege die damalige Rektorin des Seminars für Kirchlichen Dienst, Frau Seibt, kennen lernen. Mit großer Überzeugung kündigte sie damals ihren Abschied und damit den Übergang in den Ruhestand an. Doch vergingen noch einige Jahre, in denen sich die Arbeitsgruppe über eine aktive Teilnahme von Frau Seibt freuen konnte, da die Frage der Nachfolge nicht geklärt war.

Bei einer dieser Bundeskonferenzen wurde ich angesprochen, ob ich mir einen Wechsel nach Greifswald vorstellen könnte. Nach einem Besuch in Greifswald, vielen Gesprächen und Vorüberlegungen stand es dann fest, dass ich ab März 2001 im SKD tätig werden würde.

Im Seminar für Kirchlichen Dienst bin ich sehr herzlich empfangen worden. Der kooperative Arbeitsstil, die Offenheit und das Interesse, sich kontinuierlich weiterzuentwickeln, ermöglichten mir ein rasches Einleben.

Die langjährigen Erfahrungen des Kollegiums wurden bereitwillig eingebracht, sodass ein reibungsloser Übergang in der Leitung möglich wurde.

Mit dem Schulleitungswechsel fanden für das SKD gleichzeitig mehrere Veränderungen statt. In der beruflichen Bildung des Landes Mecklenburg-Vorpommern wurde 2001 die Ausbildung im Bereich Sozialassistent möglich. Diese zweijährige Ausbildung löste das sozialpädagogische

Vorpraktikum für die Erzieherausbildung ab.

Organisatorisch war dies eine neue Herausforderung für die kleine Schule und das entsprechende Kollegium. Seitdem gelingt es, jährlich Abschlussprüfungen in drei verschiedenen Ausbildungsberufen abzunehmen.

Im beruflichen Bildungsbereich sind kontinuierlich Veränderungen, Weiterentwicklungen und Anpassungen an sich wandelnde berufliche Anforderungen notwendig. Gesamtgesellschaftliche Fragestellungen, die demographische und sozialpolitische Entwicklung und deren Auswirkung sind ebenso relevant wie die bildungspolitischen oder innerkirchlichen Themen.

Veränderte Rahmenbedingungen an mehreren Stellen bringen das SKD immer

wieder in Umbruchsituationen, die bislang als Chancen für Neubeginn, Fort- und Weiterentwicklung genutzt werden konnten.

Die insgesamt erfreulich gute Vermittlung der Absolventen auf dem Arbeitsmarkt zeigt, dass berufliche Bildung mit dem besonderen Profil des SKD weiterhin sinnvoll ist und eine Qualität bietet, die in Ausbildung und Praxis nachgefragt wird.

Wir hoffen, dass es dem Seminar für Kirchlichen Dienst weiterhin gelingen wird, diese bedeutungsvolle Arbeit fortzuführen.

Unser Dank gilt all denen, die über Jahre hinweg diese vielfältige Bildungsarbeit unterstützt und ermöglicht haben.

Astrid Lindner



Die Welt der Bibel zum Anfassen – ein Bericht

Im Seminar für Kirchlichen Dienst (SKD) werden Sozialassistenten, Familienpfleger/innen und Erzieher/innen ausgebildet. Als Schule in kirchlicher Trägerschaft hat das SKD ein besonderes pädagogisches Profil und möchte junge Menschen u. a. dazu befähigen, mit Kindern und Jugendlichen biblische Inhalte zu bearbeiten. Neben dem Unterrichtsfach Religionspädagogik werden verschiedene Projekte durchgeführt. Die folgende Schüleraufzeichnung soll so einen kleinen Einblick in diese Arbeit geben:

Als werdende Erzieherinnen und Erzieher der Mittelstufe des SKD hatten wir im Rahmen eines dreitägigen Projektes Gelegenheit, uns unter Anleitung von



Frau Schwenn mit der Herstellung biblischer Erzählfiguren zu beschäftigen. – Ein Vorhaben, das gründlicher Vorbereitungen bedurfte, weshalb wir bereits im vergangenen Jahr damit begannen.

Am Anfang stand die Anfertigung einer Informationssammlung zur Umwelt Jesus von Nazareth. Diverse Lexika und Fachliteratur mit leicht- bis unverständlichem Inhalt wurde gewälzt, und einigermaßen übermüdet und selbst über das Resultat erstaunt – der Zeitdruck wirkte wohl irgendwie kreativitätsanregend – übergaben wir die Arbeiten der Religionslehrerin.

Nach einigen Monaten praktikumsbedingter SKD-Abstinenz übten wir uns im Fach Religionspädagogik darin, biblische Geschichten zu ergründen und das in den Informationssammlungen geballte Wissen verständlich und kindgerecht zu vermitteln.

Im Februar kam es dann zum ersten Kontakt mit biblischen Erzählfiguren, der

bei den meisten auch gleich spontane Begeisterung auslöste. Anhand der Geschichte „Die Berufung des Levi“ (Mk 2, 13ff) und der Darstellung einiger Szenen daraus überzeugten wir uns von der Wirkung dieser Figuren auf die Betrachter.

Einige Zeit später folgte die Ankündigung des eigentlichen Projektes, eine Einteilung der Klassen in zwei Gruppen und die Bekanntgabe der mitzubringenden Materialien. Das Abenteuer konnte beginnen.

Mit einer Andacht wurde das Projekt am Morgen des ersten Projekttagess eröffnet. Sodann trennte sich die Klasse. Ein Teil befasste sich mit der Anfertigung der Erzählfiguren, der andere mit der Herstellung verschiedenen Zubehörs.

Zunächst händigte Frau Schwenn jedem der erstgenannten Gruppe ein Beutelchen mit diversen Utensilien aus, die an alles mögliche, nur nicht an biblische Erzählfiguren denken ließen. Guter Hoffnung, dass am Ende trotzdem das gewünschte Objekt entsteht, begannen wir vorsichtig an einem Styroporquader herum zu schleifen und Baumwollstoff mit einem Sisalgeflecht zu vernähen. Letzteres erwies sich als etwas kompliziert. Das hintere Ende der Nähnadel ließ sich zwar problemlos in den rechten Zeigefinger bohren, das vordere Ende jedoch nicht durch das Sisalgeflecht.

Irgendwie gelang es aber allen, diese Schwierigkeit zu bewältigen. Und nachdem der Baumwollstoff mit Watte ausgestopft war und wir das ganze Gebilde mit Stoffstreifen umwickelt hatten, konnte man tatsächlich Rumpf, Kopf, Arme und Beine erkennen. Dadurch hoch motiviert waren wir bereit, uns der nächsten Herausforderung zu stellen: Dem Styroporballen sollte mittels einer Modelliermasse Kopfgestalt verpasst werden.

Spätestens jetzt waren gelegentlich verbale Unmutsbekundungen vernehmbar, welche sich im Moment vor allem gegen die klebrige Substanz richteten, die nicht am Kopf der entstehenden Figur, dafür aber an Händen und Kleidungsstücken haftete. Doch auch diese Hürde wurde genommen, und so konnten wir auch die für diesen Tag letzte Aktivität vollziehen: Dem Korpus delikti wurden Füße angeklebt.

Der zweite Tag begann wieder mit einer gemeinsamen Andacht, bei der sich den verschlafenen Kehlen sogar ein Morgenlied entlocken ließ. Anschließend widmete sich die Brigade „Zubehör“ wieder ihrer Arbeit, und wir versuchten, den Figuren ihre „Haut“ anzulegen – ein zeitintensives Unterfangen, das eine ganze Menge Geschick verlangte. Während unter den fleißigen Händen der anderen Gruppe Stadttor, Brunnen, Schiff, Palme etc. entstanden, boten wir alle verfügbaren Kräfte auf, um den Stoff von Rumpf und Arm möglichst faltenfrei zu verbinden. Die geduldigen Erklärungen und Hinweise und die beruhigenden Worte Frau Schwenns trugen nicht nur zum Gelingen dieser chirurgischen Maßnahme, sondern auch zur Wahrung der harmonischen Atmosphäre bei. Und spätestens nach dem Ankleben und Annähen der Haare war jeder von seiner Figur begeistert.

Am dritten Tag befassten wir uns mit der Herstellung von Kleidung, Schuhwerk und Ähnlichem. Die Mitglieder der Zubehörgruppe legten letzte Hand an ihre Produkte. Einige sahen uns gelegentlich beim Nähen zu und kommentierten unsere Arbeit mit aufmunternden Worten wie: „Also dazu hätte ich ja jetzt überhaupt keine Lust.“ Am frühen Nachmittag war dann alles fertig. Wir bauten die Resultate des Projektes auf und staunten. Wenngleich Figuren bzw. Zubehör für sich allein schon Bewunderung hervorriefen, so wirkten sie in Kombination miteinander noch eindrucksvoller. Am Freitag konnten wir die Biblischen Erzählfiguren zur Gestaltung des gemeinsamen Wochenschlusses einsetzen und waren von dem Ergebnis sehr beeindruckt. In der nachfolgenden Woche wurde eine weitere Möglichkeit der Arbeit mit den Figuren umgesetzt. So entstand die Ausstellung im SKD unter dem Thema „Etappen im Leben Jesu“ und lud alle Studierenden, Kollegen und Kolleginnen sowie Besucher der Fachschule ein zum Verweilen und Nachsinnen. Die Biblischen Erzählfiguren werden wir vielseitig in unserer künftigen Arbeit einsetzen können.

Sebastian Lemke
Oberstufe Erzieher 2005

Das Wiedersehen

*Ein Mann, der Herr Keuner lange nicht gesehen hatte, begrüßte ihn mit den Worten:
„Sie haben sich gar nicht verändert.“
„Oh!“ sagte Herr Keuner und erlebte.*

Bertolt Brecht

Meine erste Begegnung mit dem Seminar für Kirchlichen Dienst war von dem damaligen Studentenpfarrer Dr. Schulz vorbereitet worden. Ihn hatte ich um Rat gefragt; mein Mann studierte Theologie, und ich fühlte mich im Hinblick auf meine künftige Rolle als Pfarrfrau ziemlich hilflos. Ich wollte mich darauf vorbereiten. Dr. Schulz beschrieb mir mehrere Möglichkeiten und erzählte dabei auch vom SKD. Das interessierte mich. Ob das allerdings für mich in Frage käme, wollte er mit der Rektorin, Frau Krummacher, zuerst noch abklären.



Ich konnte mir keine Schwierigkeiten vorstellen. Ich würde älter sein als die meisten Schülerinnen, gut, aber das empfand ich nicht als Problem. Und dass Frau Krummacher zögern könnte, zum ersten Mal eine verheiratete Frau mit einem kleinen Kind aufzunehmen, kam mir nicht in den Sinn. Sie lud mich zu sich ein, und am Ende des Gesprächs war ich aufgenommen; so hatte ich es mir auch vorgestellt. Dass Frau Krummacher diese Entscheidung nicht leicht gefallen ist, begriff ich erst später. Damals war ich begeistert, dass sie in der angespannten Wohnsituation jener Zeit sogar noch eine kleine Wohnung in einem alten kircheneigenen Haus für unsere Familie besorgen konnte. Und so habe ich, anders als die anderen Schülerinnen, nicht im Schwedenhaus gewohnt.

Im September 1969

begann meine Zeit als SKD-Schülerin. Von Anfang an gefiel es mir im Seminar, obgleich der Unterrichtstag sehr lang war. Er begann mit einer Morgenandacht, von 8.00 Uhr bis zum späten Nachmittag dauerte der Unterricht, der natürlich auch

samstags stattfand. Alle 14 Tage waren wir zudem sonntags alle beim Gottesdienst in der Kapelle des Odebrechtstiftes beteiligt. Hinzu kamen regelmäßige Praxiseinsätze nachmittags und abends und längere Praxisblöcke.

Um dem allen gerecht zu werden, mussten wir unser Familienleben sehr gut planen. Aber das schafften wir, und ich konnte, wie ich es mir vorgestellt hatte, viel für die Arbeit in der Kirchengemeinde lernen. Den Unterricht fand ich interessant, besonders in den theologischen Fächern. Doch auch Psychologie, Pädagogik, und Katechetik gefielen mir. Und Apologetik. Dafür war Dr. Schulz verantwortlich, er fasste unter dieser Bezeichnung philosophische und ethische Fragestellungen zusammen. Dass im Seminar den musischen Fächern große Bedeutung zukam, gefiel mir auch.

Wenn ökumenischer Besuch in unsere Landeskirche kam, wurde den Gästen sehr oft das Seminar gezeigt. Da saßen wir dann alle im Saal, die Besucher erzählten von ihrem Land, von ihrer Kirche, wir konnten nachfragen, und sie wollten von unserer Situation wissen. Ich erinnere mich an beeindruckende Persönlichkeiten aus vielen Teilen Europas, aus Afrika und aus den USA.

Manchmal kamen Anfragen aus Kirchengemeinden, ob SKD-Schülerinnen bei Veranstaltungen helfen könnten. Meistens wurde das möglich gemacht, denn wir sollten ja viele Einblicke in die Praxis bekommen. Außerdem wollten wir doch Diakoninnen werden, und deren Aufgabe war das Dienen.

Als Frau Krummacher die Leitung abgab, wurde Herr Cyrus als neuer Rektor berufen. In dieser Zeit erreichte auch uns im SKD eine Ahnung von den Impulsen, die von der 68er Studentenbewegung ausgegangen waren: Beispielsweise gab es gut vorbereitete Podiumsdiskussionen, an denen alle Schüler und alle Lehrkräfte teilnahmen. Ich erinnere mich, dass es einmal um Toleranz, ein anderes Mal um ewiges Leben ging. Wir diskutierten, wie ich es bis dahin nicht erlebt hatte. Am Ende meiner Ausbildung fühlte ich mich auf die Arbeit in der Kirchengemeinde gut vorbereitet. Im Seminar waren fachliche

Grundlagen gelegt worden, wir hatten gelernt, Praxisprobleme zu reflektieren; und ich hatte im SKD erlebt, dass mir Lernen besonders Spaß macht, wenn Inhalte nicht primär rezipiert, sondern selbständig und kritisch hinterfragend erarbeitet werden.

Während der nun folgenden Zeit in einer uckermärkischen Dorfgemeinde habe ich auf dem im Seminar Erlernten und Erprobten gut aufbauen können. Ich entdeckte, dass mich didaktische und methodische Fragen besonders interessieren. Von der Landeskirche wurde mir die Weiterbildung am Theologisch-pädagogischen Kolleg in Schwerin ermöglicht, und bald darauf wurde ich gefragt, ob ich mir vorstellen könnte, am Seminar zu unterrichten. Vorstellen könnte ich mir das schon, aber mir war bewusst, dass die Arbeit mit Gemeindegruppen etwas anders ist, als ein Unterricht, der zu dieser Arbeit befähigen soll. Ich beriet mich mit Dozenten vom Kolleg und beschaffte mir Literatur. Jetzt hatte ich richtig Lust bekommen, obgleich ich nach dem Abitur auf keinen Fall Lehrerin hatte werden wollen.

1980

begann ich am SKD zu unterrichten. Es war sicher ein bescheidener Unterricht, aber mit viel Elan von meiner Seite aus. Unterrichtsinhalte mit Schülerinnen (Schüler gab es nur ganz wenige) zu erarbeiten, war weniger kompliziert, aber das Benoten fiel mir schwer. Wenn ich miterlebte, wie sich jemand abmühte und am Ende doch nur zu gerade ausreichenden Ergebnissen kam, suchte ich krampfhaft nach Gründen, keine schlechte Zensur erteilen zu müssen. Die



Schülergruppen waren klein, wir kannten uns gut, ich fürchtete, die angenehme Atmosphäre zu stören. Es hat lange gedauert, bis ich meine Rolle akzeptiert habe. Das war in der Gemeindearbeit viel schöner gewesen, da musste ich keine Leistungen bewerten. Aber genau dieses Problem wurde jetzt auch bei den Schülern sichtbar: Längst nicht mehr alle waren so kirchlich sozialisiert, wie ich es in meiner Schulzeit erlebt hatte. Einige waren zum ersten Mal über die junge



Gemeinde mit der Kirche in Berührung gekommen, und das Angenommensein, die Wärme und die Geborgenheit, die ihnen in den Gruppen so gut getan hatte, bedeutete für sie: Kirche. Aber im Seminar mussten jetzt Anforderungen einer Ausbildung erfüllt, Leistungen erbracht werden. Für einige war das eine Enttäuschung.

Mir sagte die Arbeit am SKD sehr zu, auf das intensive Miteinander kleiner Gruppen ließ ich mich gern ein. In anderer Weise als in meiner eigenen Schülerzeit wurde jede einzelne Schülerin wahrgenommen, man wusste viel voneinander und war sehr bemüht, pfleglich miteinander umzugehen.

Gegen Ende der 80er Jahre wurde die Situation am Seminar kritisch, die Bewerberzahlen gingen drastisch zurück. Mögliche Gründe wurden erwogen. Was musste im Haus geändert werden? Drei Lehrerinnen, Frau Seibt, Frau Thielke und Frau Müller, begannen ein verändertes Konzept zu erarbeiten. Und dann kam die Wende, die alte DDR gab es nicht mehr. Was nun? Muss das SKD überhaupt noch sein? Würden kirchliche Mitarbeiter, wie sie bislang hier ausgebildet worden waren, noch gebraucht werden?

Ehe diese Fragen richtig diskutiert werden konnten, gab es 1990 unerwartet viele Bewerbungen für den Bereich Kinderdiakonie. Die Ausbildung begann mit neuem Schwung (überall ging es ja mit großen Erwartungen neu los), und dank der gerade zuvor begonnenen Bemühungen um eine veränderte Ausbildung fühlten wir auch Boden unter den Füßen.

Jetzt wurde das SKD staatlich anerkannte Fachschule, während wir bis dahin eine kleine innerkirchliche Ausbildungsstätte gewesen waren. Mit diesem Motivationschub stellten wir uns den Aufgaben, die plötzlich von allen möglichen Seiten an das Haus herangetragen wurden: Neben der Direktausbildung junger Leute liefen so genannte Anpassungskurse, in denen Mitarbeiterinnen aus Kindereinrichtungen, die die DDR-Ausbildung absolviert hatten, an die veränderte Situation angepasst werden sollten; es gab kurzfristig eine berufsbegleitende Ausbildung für Mitarbeiterinnen ohne qualifizierten Abschluss; es gab Umschulungsprogramme für Familienpflege; es waren Prüfungen von Umschülern anderer privater Bildungsträger abzunehmen. Neue Mitarbeiter kamen dazu. Unsere eigenen Klassen wurden größer. Das gemütliche Schwedenhaus reichte längst nicht mehr aus.

1993 zogen wir vom Gelände der Odebrechtstiftung weg, unser neues Zuhause war in Trägerschaft der Christuskirche. Es sagt sich so einfach: wir zogen um. Die vielen Verhandlungen, die Organisation und die anderen Arbeiten im Hintergrund hat wesentlich Frau Seibt, die unterdessen zur neuen Rektorin berufen worden war, geleistet.



Und so ist, ehe wir recht zur Besinnung gekommen sind, aus unserem kleinen SKD eine Schule geworden. Eine staatlich anerkannte Schule in kirchlicher Trägerschaft. Hatten sich zu DDR-Zeiten nur junge Menschen beworben, die in der Kirche Dienst tun wollten, so kamen nun immer mehr Bewerber, die zum ersten Mal in unserem Haus mit der Kirche konfrontiert wurden. Natürlich wollten auch längst nicht alle später in kirchlichen Einrichtungen angestellt werden. Das hat die Arbeit im Haus entscheidend verändert. Wir haben uns geöffnet und dabei viel gewonnen: Sehr direkte, unbefangene Fragen fordern heraus und zwingen zu klaren Antworten. Nicht jeder wird sie teilen, aber miteinander Toleranz und Achtung zu lernen, ist ein wichtiger (und für mich beglückender) Prozess. Ich erinnere mich auch sehr gern an die Praxisbegleitung unserer Schülerinnen und Schüler (es gibt jetzt wirklich mehr junge Menschen als früher, wenn auch noch viel zu wenige). Was für interessante Einrichtungen ich kennen lernen konnte! Die Wechselbeziehung zwischen Theorie und Praxis halte ich für wesentlich in einer sozialpädagogischen Ausbildungsstätte. Bevor ich vor zwei Jahren in den Ruhestand gegangen bin, haben wir eine neue Rektorin bekommen – Frau Lindner, die jüngste Rektorin, die ich in unserem Haus erlebt habe. Ich komme jetzt nur noch zu Besuch. Und ich sehe, wie sich schon in dieser kurzen Zeit manches verändert hat, und das ist gut so. Um auf Herrn Keuner zurückzukommen: Das SKD hat keinen Grund zu erbleichen. Es ist nie stehen geblieben und es wird sich weiterhin entwickeln.

Marlies Collatz

Warum eigentlich Seminar für Kirchlichen Dienst?

Seminar für Kirchlichen Dienst – eine in heutiger Zeit etwas ungewöhnliche Bezeichnung für eine Fachschule der Sozialpädagogik und Familienpflege.

Andere Fachschulen, die die Ausbildung zum Erzieher, Familienpfleger oder Sozialassistenten anbieten, heißen dagegen schlicht Fachschule bzw. Berufsfachschule, und zur besseren Orientierung wird der Ortsname der Schule noch angefügt.

Das Wort Seminar verbinden wir aus heutiger Sicht eher mit einer Lehrveranstaltung, z. B. an einer Hochschule, oder mit einem Kurs, einer Fort- und Weiterbildung. Diese Bedeutung des Begriffs Seminar entwickelte sich allerdings erst Anfang des 20. Jahrhunderts.



Ursprünglich lässt sich Seminar auf den lateinischen Ausdruck *seminare* = säen und *Seminarum* = Baumschule/Pflanzschule zurückführen. Das Wort Seminar hat bisher eine vielfache Benutzung erfahren. So sind in Nachschlagewerken, wie z. B. dem „Duden – das Fremdwörterbuch“ fünf mögliche Bedeutungen für das Wort „Seminar“ festgehalten:

- Hochschulinstitut für einen bestimmten Fachbereich
- Lehrveranstaltung an einer Hochschule
- Schulung und Weiterbildungsveranstaltung

- kirchliches Institut zur Ausbildung von Geistlichen, das so genannte Priesterseminar und

- Institut für die Ausbildung von Volksschullehrern, das so genannte Lehrerseminar.

(vgl. Duden Band 5, Mannheim 2001)

Anhand dieser unterschiedlichen Verwendungen des Begriffs „Seminar“ lässt sich die Vielfalt und die Wandlung der Begriffsbenutzung im Laufe der Zeit erahnen. Eines wird jedoch deutlich: Seminar hat etwas mit Bildung und Ausbildung zu tun.

Warum heißen wir nun aber Seminar für Kirchlichen Dienst? Ein altes Lehrerseminar sind wir nicht, ein Priesterseminar ebenso wenig ...

Um diese Frage beantworten zu können, müssen wir historisch einen Rückblick auf die Anfänge des Berufs „Erzieherin“ machen.

Friedrich Fröbel (1782-1852) ist als ein Begründer für diesen Beruf bekannt geworden. Er entwickelte eigens für die Arbeit in seinen Kindergärten die Ausbildung zur Kindergärtnerin und schuf Ausbildungseinrichtungen.

Im allgemeinen Sprachgebrauch seiner Zeit wurde vom Kindergärtnerinnenseminar gesprochen, in dem dann die Umsetzung der Ausbildung erfolgte. Die Fachliteratur beschreibt zu diesem Thema, wie sich die Ausbreitung dieser Seminare auch nach Fröbels Tod vollzog. Eine dieser noch heute bekannten und existierenden Nachfolgeeinrichtung ist das



„Pestalozzi-Fröbel-Haus“ in Berlin. Die offizielle Gründung des „Pestalozzi-Fröbel-Hauses“ lässt sich auf das Jahr 1883 datieren und geschah auf Initiative von Fröbels Großnichte Henriette Schrader-Breyman (1827-1899).

Es war üblich, von Kindergärtnerinnen-seminaren oder auch -kursen zu sprechen.



Die Begründerin des Seminars für Kirchlichen Dienst, Frau Helga Krummacher, hat in den 1920er Jahren eine Ausbildung zur Kindergärtnerin an diesem „Pestalozzi-Fröbel-Haus“ absolviert. Für sie war also der Begriff des Seminars in Verbindung mit der Ausbildung von Kindergärtnerinnen nichts ungewöhnliches oder gar außergewöhnliches.

Sie wollte jedoch gezielt Kindergärtnerinnen für den kirchlichen Dienst ausbilden, die so genannten Kinderdiakoninnen.

Es liegt also nahe, die Ausbildungsstätte Seminar für Kirchlichen Dienst zu nennen, als Bildungseinrichtung insbesondere für die Arbeit in kirchlichen Einrichtungen. Heute mutet diese Bezeichnung für eine Fachschule der Sozialpädagogik dem Einen vielleicht altmodisch an. Und dem Anderen? Der oder die Andere erkennt eventuell, dass diese Bezeichnung für eine Fachschule etwas Besonderes ist. Besonders auch deshalb, weil sie an die Wurzeln und die Entstehung des Erzieherinnenberufs erinnert.

Michaela Ziemer-Grzyb

Erinnerungen an die ersten Jahre

Es war eine schwierige Zeit, in die hinein das Seminar für Kirchlichen Dienst gegründet wurde.

Nach dem Krieg hatte man zuerst die großen Güter aufgeteilt, so dass viele Landarbeiter (und auch viele Landwirtschaftsunkundige) nun selbständige Bauern wurden. Auch Bauern aus Rumänien, die während des Krieges auf deutsches Geheiß umgesiedelt wurden, kamen so zu Landbesitz.

Und nun dies! Auf einmal sollten sich die Bauern – alte wie neue – zu landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften (LPG) zusammenschließen.

Sie sollten also über die Bebauung der zusammengelegten Ackerflächen nicht mehr bestimmen dürfen und mussten – jedenfalls die meisten – auch ihr Vieh in Gemeinschaftsställe abgeben. Das ging vielen nicht in den Kopf, vor allem wohl



denen mit längerer Bauerntradition. Sollten sie ihren Kindern eines Tages statt des Hofes einen LPG-Anteil vererben?

Deshalb griffen die vom Staat Beauftragten (vielfach auch selbst unter Druck gesetzt) oft zu recht drastischen Mitteln, um den Bauern ihre Unterschrift abzuringen.

Wenn in der Folge auch viele einsahen, dass durch diese Art der Bewirtschaftung die Erträge gesteigert und damit die



Versorgung der Bevölkerung verbessert werden konnte und dass es schön war, auch einmal Urlaub machen zu dürfen, so blieb doch bei vielen der Stachel der zwangsweisen Vereinigung stecken.

Ähnlich wurde mit manchen Handwerksbetrieben verfahren. Und manche privaten Geschäfte und Gaststätten sollten verstaatlicht werden, wenn es den maßgeblichen Behörden als zweckmäßig erschien.

Wo staatliche Krankenhäuser Verträge mit kirchlichen Schwesternschaften hatten, wurden diese gekündigt oder sie lebten in der Furcht davor. Die Kirche hatte nach dem Krieg verhältnismäßig viel Freiheit erlebt. Ich entsinne mich, dass anfangs Geistliche noch Zutritt zu den Schulen hatten.

Und ein Chorbuch für die Schule von 1947 enthielt noch Lieder wie „Ein feste Burg ist unser Gott“ und „Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre“. Es wurde aber schon etwa 1952 eingezogen und vermutlich eingestampft. Auch sonst erlebten wir, dass alles Kirchliche nicht mehr gern gesehen wurde.

Die Mitglieder der Jungen Gemeinde trugen als Zeichen ihrer Zugehörigkeit das Kreuz über der Weltkugel als Anstecknadel. Deshalb waren sie an vielen Orten als „Kugelkreuzler“ verschrien, und ihre Veranstaltungen wurden mit Misstrauen beobachtet.

Dann sollte die staatliche Jugendweihe die Konfirmation ablösen. Für kirchenferne Familien bedeutete das, dass ihre Kinder nun auch eine Feier auf dem Wege zum Erwachsenwerden hatten. Manche meinten es ernst mit dem geforderten Gelöbnis, andere schüttelten die Erinnerung ab wie Wasser.

Die meisten Christen gerieten dadurch in Gewissenskonflikte. Sollten die Kinder so etwas mitmachen, was doch der Taufe und der Konfirmation so sehr zuwiderlief? Aber konnten sie es verantworten, den Kindern die Bildungsmöglichkeiten zu verderben? Denn darauf lief es dort hinaus.

Als 1946 die Einheitsschule eingeführt wurde, war der Schulabschluss mit Ende der 8. Klasse noch das Normale. Die Einheitsschule hatte viele Vorteile gebracht und Hoffnungen geweckt. So kostete die Oberschule (9. - 12. Klasse) kein Schulgeld mehr, denn für das Auswahlverfahren sollte nicht der Geldbeutel der Eltern, sondern allein Eignung

und Begabung maßgeblich sein, allerdings unter besonderer Berücksichtigung von Arbeiter- und Bauernkindern. Ihnen war ja in der Vergangenheit wegen der Kosten – trotz vorhandener Begabung – meistens ein angemessener Bildungsweg versagt worden.

Nun aber, in den 50er Jahren, sollten nicht mehr geistige Eignung und eventuell die Herkunft von Arbeitern und Bauern maßgeblich sein. Jetzt galten verweigerte Jugendweihe, Kirchenzugehörigkeit oder gar ein kirchlicher Beruf der Eltern als Ablehnungsgrund. Das war schlimm für die Jugendlichen.

Es hätte aber auch zur Folge gehabt, dass die Kirchen ihre Heime und Kindergärten, ihre Kirchengemeinden und die Rentämter nicht mehr mit qualifizierten Mitarbeitern hätten besetzen können.

Für die weibliche Jugend schuf hier das SKD Abhilfe. Es bildete junge Frauen, die das achtzehnte Lebensjahr erreicht hatten, zu Kinder-, Gemeinde-, Wirtschafts- und Verwaltungsdiakoninnen aus. Aber wie sollten Abgängerinnen der 8. Klasse einen Bildungsstand erwerben, der für diese Berufe zuträglich war? Wie sollten sie die Zeit überbrücken? Hierzu wurde das Vorseminar geschaffen.

Einige Jahre später wurde die 10-Klassenschule Pflicht für alle Kinder. Damit war es für die Jugendlichen viel leichter, die Zeit bis zur Volljährigkeit zu überbrücken. Und die Vorseminare für die 14-jährigen erübrigten sich.

Als ich 1959 ins SKD kam, waren Haupt- und Vorseminar noch räumlich getrennt, denn Wohnraum war infolge des Krieges sehr knapp. Wohnraum wurde vom jeweils zuständigen Wohnungsamt zugeteilt, und zwar nach der Personenzahl der Familien berechnet. Eine andere Wohnung konnte man – von Ausnahmen abgesehen – nur durch Tausch erreichen. Zweitwohnungen waren in der Regel Dienstwohnungen. Und vor dem 18. Lebensjahr konnte man keine eigene Wohnung mieten. Das hatte Folgen für alle Ausbildungsstätten: Wenn sie einen größeren Einzugsbereich hatten, so konnten sie nur in Verbindung mit einem Internat bestehen oder mit amtlich zugewiesenen Zimmern in Privatwohnungen (wenn diese zu groß für die Hauptmieter waren).

Eine kirchliche Ausbildungsstätte war meist auf kirchliche Räume angewiesen.

Für das Hauptseminar hatte man in Greifswald Wohn- und Unterrichtsräume gefunden. Das Vorseminar hingegen war im Gelände der Züssower Diakonie-Anstalten im damaligen Gästehaus der Pommerschen Landeskirche untergebracht.

Züssow hatte zwar eine eigene Kirche, war aber sonst nur ein kleiner Ort, und im Lande kannte man es vorwiegend als Umsteigebahnhof zur Insel Usedom bzw. in Richtung Stralsund oder Berlin.

Dann aber hatte eine Diakonenanstalt von jenseits der Oder eine neue Heimat gesucht und sie in Züssow gefunden.

Ein neues Brüderhaus als Zentrum für die Bruderschaft und als Ausbildungsstätte für künftige Diakone war entstanden. Ebenso gab es nun auch mehrere Häuser für alte und/oder behinderte Menschen.

Was man dort heute als große Bäume erlebt, das waren Ende der 50er Jahre kleine Bäumchen, die weder Sichtschutz noch Schatten boten. Aber das ganze Gelände stimmte so hoffnungsfroh.

Zeitgleich mit mir begann ein neuer Unterkurs mit 15 neuen Schülerinnen. Diese Gruppe betreute ich dann. Die Mädchen verrichteten vormittags praktische Arbeit in Küche und Hauswirtschaft und hatten nachmittags Unterricht. (Ich glaube, dass müsste so sein, weil Oberkurs und Unterkurs den einen Unterrichtsraum abwechselnd nutzten.) Außerdem mussten sie ein- oder zweimal pro Woche zur Berufsschule fahren.

Es war so geregelt, dass die Schülerinnen im zweiten Jahr – soweit sie im Seminar blieben – zu verschiedenen Praxisstellen in Gemeinden und Pfarrhäusern geschickt wurden. Im dritten Jahr kamen sie um manche Erfahrung reicher zurück und gehörten nun zum Oberkurs. Hinzu kamen auch einige Neue, die die Schule bis zur 10. Klasse hatten besuchen dürfen. Diesen Kurs betreute jeweils Fräulein Schneider.

Danach gingen viele ins Hauptseminar oder auch in andere Ausbildungen, z. B. in die Krankenpflege.

Hausmutter des Vorseminars war in dieser Zeit Schwester Hanna Krüger. Die Wirtschafterin und die Köchin leiteten neben ihrer normalen Arbeit auch die Schülerinnen an. Ein Hausmeister vervollständigte die Mitarbeiterschaft.

Die politischen Maßnahmen des Staates betrafen zum Teil auch unsere Schülerinnen.

So erzählte eine Mutter: „Wir mussten unsere Pferde in den Genossenschaftsstall geben, und seitdem ist unsere Ilse jeden Tag mit einer Schürze voll Heu hingegangen, um ihnen noch etwas Gutes zu tun. Sie hing doch so an ihnen.“

Eine Schülerin des Oberkurses war traurig und verstört. Sie hatte zu Hause erlebt, dass im Geschäft der Familie eine Hausdurchsuchung stattfand. Man beschuldigte die Eltern der „Warenhortung“ (obwohl doch jeder Kaufmann einen bestimmten Warenvorrat nötig hat). Die ganze Aktion war inszeniert, weil der Staat das Geschäft enteignen wollte. Man wollte aber den Schein des Rechts wahren und konstruierte deshalb eine Begründung.

In regelmäßigen Abständen hatten die Schülerinnen ein Heimfahrt-Wochenende. Das war nicht nur als Mittel gegen das Heimweh wichtig (die meisten im Unterkurs waren ja erst 14 Jahre alt), sondern auch deswegen, weil der knapp bemessene Schrankplatz keine größeren Vorräte an Wäsche und Kleidung zuließ. Und es gab im Haus keine Möglichkeit, Wäsche für so viele Personen zu waschen.

Das Fahrgeld war kaum ein Problem: Bei allen Schwierigkeiten, die der Staat sonst oft bereitete, war doch die Fahrpreisregelung für alle Arbeitenden und in Ausbildung Befindlichen, wie ich meine, glänzend getroffen.

Normalerweise kostete ein Kilometer 8 Pfennige, aber für diesen Personenkreis gab es pro Woche eine Hin- und Rückfahrkarte für 2 Pfennige je Kilometer.

Dazu holten sich die Schülerinnen am Bahnhof das entsprechende Formular, trugen ihre Personalien ein und ließen sich in das hierfür vorgesehene Feld ihr Ausbildungsverhältnis bestätigen. Zu Hause gingen die Angehörigen mit diesem Formular zur Meldestelle der Volkspolizei und ließen im entsprechenden Feld ihren Wohnsitz bestätigen, alles schön mit Unterschrift und Siegel. Auf der Rückseite des Formulars wurde dann am Bahnschalter in einem dafür vorgesehenen Feld der Erhalt einer Fahrkarte für die jeweilige Woche mit Datumstempel vermerkt.

Lediglich die Zuschläge für Eil- und D-Züge mussten in voller Höhe bezahlt werden.

Bei Fahrkartenkontrollen wurden dann öfter auch dieser Ermäßigungsschein und der Personalausweis verlangt. Aber wir waren alle sowieso daran gewöhnt, den Ausweis immer bei uns zu tragen.



So bereitete das Fahrgeld nicht die größten Sorgen, sondern die knappe Zeit. Es gab noch keine Fünftagewoche, weder für Arbeitende noch für Schüler oder Studenten. Man war schon froh, wenn am Sonnabend der Nachmittag frei war.

Wenn dann die Schülerinnen am Heimfahrtwochenende alle anderen Pflichten erfüllt hatten, mussten sie erst noch ihr Zimmer gründlich reinigen, auch den Fußboden einwachsen und blankbohnern.



Aber sie wollten doch so gerne den frühestmöglichen Zug erreichen, vor allem die mit den weiten Wegen.

Wenn ich dann am Vorabend zum Gutenacht-Sagen kam, konnte es geschehen, dass jemand rief: „Schwester Margot, bitte nur auf die Zeitungen treten!“ Um am nächsten Tag die Zeit für das Reinemachen zu sparen, hatten sie das schon zuvor in den Pausen erledigt. Und damit ja nur kein Stäubchen oder Fußabdruck den Glanz beeinträchtigte,





hatten sie Zeitungspapier ausgelegt. Darauf durfte ich dann zu den Betten gehen. Ich fand das sehr schön: Sie wehrten sich gegen den Zeitverlust am Abreisetag, aber eben nicht mit „Maulen“ oder Zuwiderhandeln, sondern auf eine so positive Weise.

Zwar verbrachten die Schülerinnen die großen kirchlichen Feste bei ihren Familien, aber sie sollten doch auch im Seminar neben allem Arbeiten und Lernen ein wenig Spaß und Freude haben. Dazu



war der Fasching eine gute Gelegenheit. Es war ein glücklicher Umstand, dass uns für derlei Vorhaben der Kirchsaal zur Verfügung stand. Er war im rechten Winkel an unser gastweise bewohntes Haus angebaut. Er hatte außer dem Altar auch eine Orgel.

Und im Winter, wenn die Dorfkirche zu kalt war, fanden hier die Gemeindegottesdienste statt. Und jeden Morgen wurde hier die Andacht für das Vorseminar gehalten. Eine Falttür in der Mitte



ermöglichte Gruppenarbeiten in zwei Räumen.

Zwei Türflügel vor dem Altar standen bei Gottesdiensten und Andachten geöffnet. Durch das Schließen dieser Türen verwandelte sich der Saal gewissermaßen in einen neutralen Raum. (Persönlich hat mich dieses Verfahren damals ein wenig gestört. Ich dachte, was man angesichts des Altars nicht tun kann, das sollte man gar nicht tun. Später freilich habe ich verstanden, dass auch das Schließen der Türen für andere, nicht gottesdienstliche Veranstaltungen seinen Sinn hatte.)

In dem Raum war so vieles möglich: Konzerte, Aufführungen der Leipziger Spielgemeinde („Korczak und die Kinder“), lustige Spiele, ernste und fröhliche Feste. Es war bequem für uns, dass es außer dem Zugang für Besucher aus dem Dorf noch einen direkten Zugang vom Haus aus gab. So konnten wir unbehelligt von schlechtem Wetter hinübergehen.

In dem einen Jahr feierten wir unter dem Motto „Eine Seelreise um die Welt“. Dazu hatten wir einfach im Kirchsaal Stühle in Form eines Schiffbugs aufgestellt. Ein kleiner Bettvorleger stellte den Steg dar, über den wir auf das Schiff gelangten. Sonst gab es kaum Dekoration, dafür umso mehr Handlung. Die Schülerinnen konnten ja noch nicht tanzen und wir hatten auch keine Musik. Deshalb musste recht viel geschehen: Für zwei zu spät kommende musste der Steg noch einmal ausgelegt werden. Und die letzten mussten gar springen und wurden an den Händen gepackt und mit Kraft ins Schiff gezogen, damit sie nicht in das „Wasser“ fielen. Das Schiff legte nach spannenden Fahrten in mehreren Häfen an. Dabei waren unsere Kenntnisse von den Häfen dieser Welt nur sehr nebelhaft, denn es gab ja noch kein Fernsehen. So waren unserer Fantasie keine Grenzen gesetzt.

Als wir in Honolulu anlegten, begrüßten uns Wilde. Nach wunderlichen Zeremonien tanzten sie mit uns und durften dann auch an Bord. Unter unseren Gästen war auch ein Schuljunge, der Sohn einer Lehrkraft. Nach dem Tanz mit den Wilden sagte er zu seiner Mutter: „Du die Wilden riechen so gut.“

Die „Wilden“ hatten nämlich keine Ahnung von Puder und Schminke. Deshalb hatten sie sich eingekremt und die unbedeckten Körperpartien mit Kakaopulver bestäubt. Das war ein Opfer, denn Kakaopulver war knapp und teuer. Alle hatten ihren Spaß an dieser Art Fasching.

Und der wurde auch nachträglich nicht durch endlose Aufräumarbeiten vergällt, denn wir brauchten ja nur die Stühle wieder in die übliche Ordnung zu bringen. Eine andere Faschingsunternehmung führte uns auf den Mond. Wir hatten noch nichts von Raumanzügen, Kosmonautennahrung und dergleichen gehört. So bestimmten wir den vorderen Kirchsaal zum Weltraumschiff und die andere Hälfte zum Mond mit Mondgebirge (alle überzähligen Tische und Stühle hochgetürmt) und einer Quelle mit Mondwasser (alkoholfreie Bowle in einem Steintopf), das von einer eingeweihten Schülerin mit einer Wünschelrute gefunden wurde. Unterwegs gab es Weltraumgymnastik, die sich eine Schülerin ausgedacht hatte.

Bei einem der Faschingsfeste haben wir auch fotografiert. Das war ohne Tageslicht natürlich nur mit Blitzlicht möglich. Aber wie wurde so ein Blitz damals erzeugt? Man kaufte dazu kein Gerät, sondern eine abgemessene, vorbereitete Chemikalie in einem Tütchen. Daran war ein Faden als Lunte befestigt und am anderen Ende ein kleiner Aufhänger, ähnlich wie an einem Handtuch.

Zum Fotografieren mussten sich alle in Positur stellen, und jemand musste einen Besenstiel waagrecht halten. Darauf wurde der Aufhänger des Beutels geschoben. Dann zündete man die Lunte an und alles wartete, bis die Flamme den Beutel erreicht hatte. In diesem Augenblick dann musste man den Auslöser betätigen. Wen wundert's, dass sich dann auf den Fotos viele „Fotoobjekte“ mit aufgerissenen Mündern und zugekniffenen Augen erblickten.

In den 50er Jahren des vorigen Jahrhunderts waren junge Mädchen in der Regel noch nicht so viel Freiheit gewöhnt, wie das heute der Fall ist.

So hatten wir auch keine Schwierigkeiten damit, dass die Schülerinnen abends zu Hause sein und zu einer bestimmten Zeit das Licht ausmachen mussten.

Die Tageszeit war weitgehend mit Unterricht, Schulaufgaben und praktischer Arbeit ausgefüllt. So war die Freizeit sehr knapp bemessen. Kleine Flirts etwa in der Berufsschule oder mit jungen Männern aus dem Dorf oder dem Brüderhaus fanden fast immer in Anwesenheit der anderen statt und wir sahen für keines der Mädchen eine Gefahr.

Deshalb traf es uns hart, als eine 15-jährige Schülerin am Ende des Unterkurses

schwanger war. Das war unter den damaligen Bedingungen entsetzlich. Es gab noch keine Möglichkeit, wo so junge Mütter ihr Kind zur Welt bringen und aufziehen konnten. Es war ein so nettes Mädchen und wir hatten großen Zorn auf den Mann. Schlimm war auch die Enttäuschung der Eltern: „Wir dachten, hier wäre sie gut behütet.“

Leider habe ich nie erfahren, wie es mit dem Mädchen weiterging, aber ich hoffe, dass sie trotzdem ihren Platz im Leben gefunden hat.

Im Sommer oder Herbst 1961 kam Frau Krummacher eines Tages mit besorgter Miene nach Züssow. Sie hatte erfahren, dass die Nationale Volksarmee (NVA) Gebäude der Kirche bzw. der Diakonie besetzt hatte. Die Begründung lautete, sie würden doch wohl nicht gebraucht, da sie trotz der allgemeinen Raumnot leer stünden.

Nun stand aber in der Greifswalder Johanna-Odebrecht-Stiftung eine Etage des Hauses 3 leer, die für das Seminar vorgesehen, aber nicht bezugsfertig war. Einzig die Pastorin von Haselberg bewohnte hier ein Zimmer, umgeben von Handwerkerschmutz, halbfertigen Arbeiten und vermutlich auch einigen Gefahren. Sie hatte nämlich einige Male Spuren gesehen, die darauf deuteten, dass jemand im Treppenflur übernachtet hatte.

Das war ein unheimlicher Gedanke, denn hier hatte sich jemand der allgemeinen Meldepflicht entzogen. In dieser Zeit musste sich jeder in ein Hausbuch eintragen, wenn er länger als drei Nächte auf Besuch war und im Hotel sowieso sofort. Wer umzog, musste binnen weniger Tage gemeldet sein. Immer wurden die Personalien eingetragen und die Vorlage des Personalausweises verlangt. Meldezettel des Hotels wurden meines Wissens am selben Abend zur Meldestelle der Volkspolizei gebracht, und die Hausbücher wurden von Zeit zu Zeit kontrolliert.

Wenn sich also jemand der Meldepflicht entzog, dann konnte man vermuten, dass er die Polizei zu fürchten hatte.

Als dann das Haus erkennbar bewohnt wurde, fanden sich zu unserer Erleichterung solche Spuren heimlicher Übernachtung nie wieder.

Um die wertvollen Räume nicht zu verlieren, mussten wir handeln. Ich zog kurz nach Schuljahresbeginn mit einer kleinen Schülergruppe dort ein, und wir erlebten Elektriker, Maler, Fußbodenleger usw. ganz nah.

Zu den wenigen Mädchen, die damals mit mir umzogen, kamen nach Fertigstellung weiterer Räume noch einige andere hinzu, nach meiner Erinnerung Teilnehmerinnen des Hauptseminars. Eine hervorstechende Eigenschaft dieser kleinen Gruppe beeindruckte mich sehr, nämlich die unglaubliche Aktivität.

So gestalteten sie z. B. kurzfristig eine fröhliche Faschingsfeier. Und als bei einer der notwendigen Umzugsaktionen Möbel treppab und treppauf transportiert werden mussten (Zum Glück bestanden die alten Schränke aus dünnwandigen, leichten Tannenbrettern.), hörte ich sie während der Arbeit lauthals singen:

Meine Herrn,
die Arbeit ist kein Frosch!

Sie hüpf, sie hüpf,
sie hüpf doch nicht davon!

Solange noch die Weste passt,
wird keine Arbeit angefasst.

Meine Herrn,
die Arbeit ist kein Frosch!“

Es war so vergnüglich, dieses Faulenzelied von schwer arbeitenden jungen Mädchen zu hören.

Der Umzug nach Greifswald war für uns Beteiligte schon sehr überraschend gekommen, aber ebenso ging es den Mitarbeitern der Odebrecht-Stiftung.

Wir waren ja, salopp gesprochen, als eine Art Fremdkörper in das vorhandene Gefüge „hineingeplumpst“. Die Amtswege und Zuständigkeiten für uns waren noch gar nicht geregelt. Aber wir erlebten viel Hilfsbereitschaft, sowohl vom Hausmeister, als auch von dem alten Verwalter und nach seinem plötzlichen Tod auch vom neuen. Die Großküche versorgte uns mit! Und alles lief mit nur geringen Schwierigkeiten. Eine davon war, dass im Essraum im Keller plötzlich Wasser stand: Das Gelände um die Odebrecht-Stiftung muss wohl sehr nass gewesen sein. Es war die Rede von alten und zerstörten Drainagen und von der Beschaffung neuer Drainageröhren aus Ton. Jedenfalls gab es nach Regenfällen einen Nässestau, und das Wasser drang durch die Ritzen im Terazzo-Fußboden in den Esssaal. (Zum Glück war der Küchenfußboden ohne Ritzen.) Schlimm wurde es freilich, als das Wasser offenbar in ein undichtes Rohr der Kanalisation einsickerte und aus der Kellertoilette nach oben drang. Zum Glück gab es dann wieder regenarme Zeiten. Wie dann die Schäden behoben wurden, habe ich nicht mehr erlebt.



Eine andere Schwierigkeit bot die Toilette unserer Wohntage im Winter. Zwar waren bei einer Modernisierung des Hauses in den Zimmern Waschbecken installiert worden. Daher waren die Wasserleitungen durch die Zimmerwärme vor dem Einfrieren geschützt. Die Toilette aber befand sich einige Meter vom nächsten warmen Raum entfernt und die Wasserrohre lagen in der Nähe der Außenwand. Auf den Rat des Hausmeisters beschafften wir eine Infrarot-



Heizbirne (die eigentlich für medizinische Zwecke gedacht war) und schraubten sie in die Lampenfassung. Das rote Licht blieb Tag und Nacht angeschaltet. Nun hatten wir zwar nur ein sehr klägliches Dämmerlicht, aber die Toilette blieb benutzbar.

Zu meinen Erinnerungen an das Haus 3 gehört auch die „innere Stütze“ durch zwei Diakonissen im Ruhestand, Schwester Hanne Ickert und Schwester Dorothea Rogge. Sie wohnten ganz oben





im ausgebauten Boden. Bei ihnen konnte ich bisweilen erzählen, was mich bewegt oder gar beschwerte. Und als eine Schülerin Lymphknotenschwellungen an ganz ungewöhnlichen Körperstellen hatte und ich ganz ratlos war, denn ich befürchtete etwas sehr Schlimmes, diagnostizierte Schwester Dorothea diese Erscheinung richtig als das Vorlaufstadium der Röteln. Trotz meiner Krankenpflege-Ausbildung hatte ich davon keine Kenntnis gehabt.



Wie die Schülerinnen zu den Diakonissen Verbindung bekamen, weiß ich nicht. Aber einige hatten ein freundschaftliches Verhältnis mit ihnen. Sicher hatten diese alten Schwestern Freude an so tatkräftiger Jugend. Und ganz bestimmt konnten sie bei den Schülerinnen manche seelischen Bedürfnisse stillen, wozu wir, die wir ständig unter Druck standen und in Eile waren, gar nicht die Möglichkeit hatten.

Als ich ins SKD kam, war öfter von einem Nordisch-deutschen Konvent die Rede.



Und ich erfuhr, dass die skandinavischen Länder sich für die Kirche in der DDR interessierten. Vermutlich war Frau Krummachers Anteil daran sehr hoch.

Wie es dazu kam, dass dem Seminar ein Holzhaus aus Schweden geschenkt wurde, wie Einfuhr- und Baugenehmigung erreicht und die Aufstellung im Gelände der Odebrecht-Stiftung erlaubt wurde, weiß ich nicht.

Aber da war dann das ganze Zubehör, alles gut verpackt, von den Wänden, Fenstern und Türen bis zum letzten Wasserhahn, dazu die Ausstattung für die Küche und den Heizungsraum samt allen Kupferrohren und die Möbel für die Wohn- und Schafzimmer, alle Schränke, Schreibtische und Bettstellen. Es war einfach wunderbar. Nach meiner Erinnerung wurden nur die Stapelstühle und die Trapezische für den großen Unterrichtsraum sowie einige Kommoden von der Firma Dürninger in Sachsen bezogen.

Woher in dieser schlechten finanziellen Lage der Kirche das Geld für die Handwerker kam, die aus diesem Warenlager ein Haus entstehen ließen, das blieb mir unbekannt. Aber eines Tages war es fertig und wurde mit einer Feier eingeweiht. Das muss im Jahr 1962 gewesen sein.

Zwar gab es auch einige Punkte zum Seufzen: Das Haus war unglaublich hellhörig, und man konnte z. B. am Geräusch durch die Wand erkennen, ob der Nachbar sich die Zähne putzte oder sich wusch. Und jeder Schritt dröhnte.

Und die Möbel in den Zimmern waren sehr gut und platzsparend eingepasst, aber dadurch hatten die Schülerinnen keine Möglichkeit, einmal etwas umzustellen und Neues auszuprobieren. (Das blieb denjenigen vorbehalten, die im Haus 3 mit den alten Möbeln wohnten. Hier erlebte ich immer wieder einmal, dass sich ein Zimmer über Nacht stark verändert hatte.)

Aber eigentlich hatten doch die Provisorien ein Ende, und Haupt- und Vorseminar waren am gleichen Ort vereint.

Schwester Hanna und Fräulein Schneider waren nicht mit nach Greifswald gezogen, sondern fanden jede einen anderen Wirkungskreis.

Die leitenden Personen des Seminars und die anderen Lehrkräfte hatten nach meiner Erinnerung ihre Wohnungen anderenorts, aber direkt im Seminar lebten nun Fräulein Miller, die nach meiner Erinnerung das Baugeschehen

begleitet hatte, Fräulein Dieben und ich. Fräulein Dieben war einige Jahre zuvor, als sie selbst gerade ihre Wirtschaftsausbildung abgeschlossen hatte -- also noch ganz jung war -- mit der Wirtschaftsausbildung im Seminar betraut worden. Sie war bereits in Greifswald tätig, als ich noch in Züssow war. Dankbar denke ich an unsere Zusammenarbeit zurück. Jede von uns hatte zwar ihren eigenen Arbeitsschwerpunkt, aber wir konnten uns doch in einigen Bereichen gegenseitig vertreten. Und ich erinnere mich an keinen Missklang.

Ein Thema beschäftigte mich während meiner Zeit im SKD immer wieder mehr oder weniger: Das Heizen.

In Züssow war alles bestens geordnet. Der Hausmeister heizte die Zimmer der Mitarbeiter und schürte in einem der größeren Öfen eine gewaltige Menge Glut. Auf Zuruf kam aus jedem Zimmer eine Schülerin und bekam aus diesem Ofen eine Kohlenschippe voll Glut. Für den Transport hielt sie eine Müllschippe darunter, damit etwa herabfallende Glut damit aufgefangen würde. Auf diese Glut konnten sie in ihrem Ofen sofort (ein wenig angestoßene) Briketts auflegen, ohne sich erst mit Papier und Spänen plagen zu müssen. Da die Schülerinnen fast sämtlich im Hause waren, konnten sie leicht zwischendurch den Ofen zuschrauben, wenn die Kohlen genügend weit durchgebrannt waren.

In der Odebrecht-Stiftung dann war die Situation anders: Die meisten Schülerinnen verließen das Haus und kamen erst nach dem Mittagessen in unsere Etage zurück.

Außerdem muss unser erster Winter in Greifswald sehr, sehr kalt gewesen sein. Der Frost war tief in den Boden gedrungen. Dadurch waren die Versorgungsleitungen gefährdet, und es gab Gasabschaltungen. Die Haushalte schätzten sich glücklich, die noch einen Kohleherd hatten. Bei ihnen konnten andere Hausbewohner wenigstens noch einen Kochtopf auf der Herdplatte unterbringen.

In gleicher Weise hatten auch die Braunkohlentagebaue Schwierigkeiten. Einerseits behinderte der Frost die Arbeit, andererseits wurde gerade nun besonders viel Kohle gebraucht. Und so hatten auch wir statt der üblichen Briketts nur Rohbraunkohle im Keller. Sie brannte weg wie Papier und wärmte kaum. So musste man große Mengen verheizen. Die Kohle war auch nicht mehr nach Größen gesiebt, sondern wir bekamen neben Grus und

Krämeln auch sehr große Brocken, die in keinen Eimer passten. Beim Zerkleinern mit dem Beil musste man die richtigen Stellen treffen, denn die Kohle bestand aus Schichten, fast wie Schiefer. Wenn man die Fläche traf, also die falsche Stelle, dann federte das Beil zurück.

Mit so schlechter Kohle wären bei frühzeitigem Heizen die Zimmer nachmittags schon wieder kalt gewesen. Deshalb wurde es anders gemacht: Die Schülerinnen nahmen morgens die Asche aus dem Feuerloch, füllten alle irgend erreichbaren Eimer (ausgediente Marmeladen- und Bohnerwachseimer) mit Kohle und stellten sie vor den Ofen. Ich heizte dann im Laufe des Vormittags, holte auch noch Kohle nach, und wenn die Schülerinnen dann nach Hause kamen, fanden sie eine warme Stube vor.

Leider wurde auch viel Heizkraft vergeudet, denn die Räume waren sehr hoch, so wie man eben zur Zeit der Anstaltsgründung gebaut hatte. Deshalb entwich viel Wärme nach oben. Scherzhaft sagte einmal jemand, dass wir eigentlich auf den Schränken wohnen müssten, weil es dort oben viel wärmer wäre. Insgesamt überstanden wir diese Zeit aber ohne Schaden.

Im Schwedenhaus gab es dann eine Zentralheizung. Fräulein Miller heizte

anfangs, gelegentlich auch Fräulein Dieben oder ich, später dann Herr Ehmke.

Auch hier erlebten wir bisweilen Überraschungen. Plötzlich dröhnte es im ganzen Haus. Die Ursache war dies: Wir hatten eine neue Lieferung Briketts bekommen. Aber keiner wusste, dass sie eine höhere Heizstufe hatten. (Dass es überhaupt verschiedene Qualitäten von Briketts, eben diese Heizstufen, gab, war uns auch neu.) Bei gleicher Kohlenmenge im Ofen entstand nun eine weit größere Hitze. (Es gab ja noch keine selbsttätige Regulierung.) Das Wasser war am Siedepunkt, und jetzt musste jemand schleunigst ein Ventil öffnen, damit die Heizung nicht entzweiging.

Im Rückblick auf diese Jahre kann ich sagen, dass es trotz aller Belastungen doch eine gute Zeit war. Ich selbst, damals ohne Ausbildung in Internats- oder Jugendarbeit, habe in dieser Zeit viel gelernt. Alle Erfahrungen waren wichtig, auch die schmerzlichen, ebenso die guten Beispiele, aber auch die schlechten, d. h. wie man etwas nicht machen sollte.

Jahre später habe ich begriffen, dass dies die Lehrjahre für eine größere Aufgabe waren.

Die Schülerinnen haben viel geleistet. Vor allem waren auch sie in ihrer Haltung bewundernswert. Ich kann mich kaum an irgendwelche Disziplinschwierigkeiten



erinnern. Später habe ich freilich erfahren, dass doch wohl einige aus dem Hauptseminar sich zu sehr gegängelt fühlten. Aber zur Sprache kam das nach meiner Erinnerung damals nicht. Nachträglich tut mir das Leid, denn die Jugendjahre hatten sie ja nur einmal im Leben.

Es war auch schön, den Einsatz der Lehrkräfte zu erleben. Jetzt aber freue ich mich von Herzen, dass das Seminar noch besteht. Ich denke, es hat sich im Laufe der Jahre jeweils so gewandelt, dass es den Bedürfnissen der Zeit und damit den Teilnehmern dienen konnte.

Deshalb lebt es noch heute und hat einen guten Ruf.

Ich finde es wunderbar.

Schwester Margot Schorr

Die Diakoninnengemeinschaft und das Seminar für Kirchlichen Dienst

Durch die Benachteiligung beim Bildungswesen seitens des Staates war die Kirche in der DDR gezwungen, einige Mitarbeiter auszubilden. So wurde 1956 von Frau Helga Krummacher das Seminar für Kirchlichen Dienst (SKD) gegründet, das zuerst in Züssow, innerhalb der Diakoniestalten, beheimatet war. Es war Ausbildungsstätte für junge Mädchen, die in den kirchlichen Dienst gehen wollten. Sie begannen zunächst ihre Ausbildung im Vorseminar. Dann folgte das Hauptseminar, in dem das Examen abgeschlossen wurde.

Frau Krummacher legte in ihrer Konzeption für die Ausbildung, die 1956 der Landessynode vorlag, gleichermaßen Wert auf die Vermittlung von Spezialkenntnissen wie auch auf Vielseitigkeit und Persönlichkeitsbildung. Für sie waren

eine Gestaltung der Gemeinschaft und das Heranwachsen in geistliches Leben von großer Bedeutung.

Vier Ausbildungsrichtungen wurden konzipiert:

- Gemeindediakonin,
- Kinderdiakonin,
- Wirtschaftsdiakonin und
- Verwaltungsdiakonin.

Anfänglich war auch eine Ausbildung zur Pflegediakonin geplant. Bis auf ein Vorseminar, das einige Schülerinnen im SKD absolvierten, um dann an evangelische Krankenhäuser mit Schwesternausbildung delegiert zu werden, wurde diese Ausbildungsrichtung nicht weiter verfolgt.

Das gemeinsame Leben im Internat und das gemeinsame Lernen waren für die

Diakoninnen schon ein Einüben auf die Aufgaben im späteren Dienst.

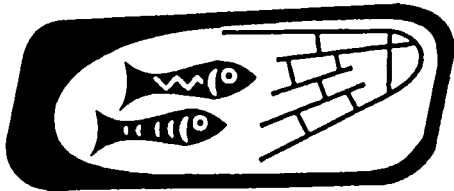
Nachdem die ersten Diakoninnen nach dem Examen in den Dienst entsandt wurden, machte sich Frau Krummacher Gedanken über Möglichkeiten, diese Diakoninnen weiterhin geistlich zu begleiten, in ihrem Dienst zu stützen und Kontakt zu halten.

Es entwickelte sich ein gemeinsamer Weg hin zur Diakoninnengemeinschaft. Die ersten Diakoninnen konnten ihre positiven und auch negativen Erfahrungen aus ihrem Dienstbereich einbringen.

Es wurde deutlich, dass sie, oft auf sich allein gestellt, keine ausreichenden Möglichkeiten zum Austausch, zur Zurüstung und geistlichen Begleitung hatten. Dieses sollte die Gemeinschaft ermöglichen. Die

besondere Bedeutung der Gemeinschaft ist eine Begleitung und Förderung für alle anzubieten, die in der Arbeit oder im privaten Bereich in Nöten, in Fragen oder Zweifeln stehen und Zuwendung, Hilfe, Trost, Halt, Freude und Fürbitte brauchen. Am 2. September 1964 gründeten in der Kirche von Kloster auf Hiddensee 15 Diakoninnen die Diakoninnengemeinschaft und erhielten die Diakoninnenbrosche.

Diese Brosche wurde nach dem Text Luk. 5, 1-11; gestaltet:



Ein offenes Netz, das durch das Kreuz an einem Knotenpunkt zusammengehalten wird. Zwei Fische – nicht einer allein! – schwimmen miteinander in das offene Netz hinein. Das Netz bleibt geöffnet, sie haben also auch die Freiheit wieder hinaus zu schwimmen und sich von dem Kreuz zu entfernen. Dies würde aber nicht dem Auftrag der Diakoninnen entsprechen, mit Christus in dieser Welt zu sein und das Evangelium zu verkündigen.

Von Anfang an legte Frau Krummacher großen Wert auf eine enge Anbindung der Diakoninnengemeinschaft an das SKD. Die Tagungen der Leitung der Gemeinschaft, – Frau Krummacher und 7 Diakoninnen/der Diakoninnenrat – fanden immer im SKD statt.

In jedem Jahr trafen sich in der Woche nach Ostern die Schülerinnen des SKD und die Diakoninnen der Gemeinschaft zu einer gemeinsamen Rüstzeit in den Räumen des SKD. Diese Begegnung mit gemeinsamen Bibelarbeiten, Informationen und regem Austausch, war ein wichtiger Baustein für das Kennenlernen der Diakoninnengemeinschaft.

Viele Diakoninnen waren auch als Dozenten und als Mitarbeiter in der Hausleitung tätig. Dadurch hatten die Auszubildenden immer wieder die Möglichkeit, sich über die Diakoninnengemeinschaft zu informieren.

Die Hausleitung des Seminars hat die Mitglieder des Diakoninnenrates einmal im Jahr zu einer gemeinsamen Sitzung in das „Haus der Kirche“ eingeladen. Dieser Austausch war dem Diakoninnenrat immer sehr wichtig, um die Verbindung zur ehemaligen Ausbildungsstätte zu halten. Frau Engel, die nach Frau Krummacher die Leitung der Diakoninnengemeinschaft zu verantworten hatte, hat immer wieder versucht, diese Kontakte neu zu beleben.

Aber im Laufe der Jahre ergaben sich einige Veränderungen. Statt der gemeinsamen Osterrüste waren die Diakoninnen in den Sommerferien allein im „Haus der Kirche“ zu einer Rüstzeit. Die Kontakte zur Hausleitung blieben bestehen. Es traten weniger Diakoninnen nach ihrer Aussendung in den Dienst der Kirche in die Diakoninnengemeinschaft ein. Das Bedürfnis, nach der Ausbildung in eine christlich geprägte Gemeinschaft einzutreten, in der es Verbindlichkeiten gibt, war einfach nicht mehr so stark ausgeprägt.

„Alles hat seine Zeit“ wie es uns die Bibel sagt.

So wurde nach der Wende die Konzeption der Ausbildungsstätte neu festgelegt. Die Ausbildung zur Diakonin gab es nicht mehr. Mehr und mehr wurde der bis dahin gemeinsame Weg zu zwei parallel laufenden Wegen.

Der Weg des Seminars: Die Ausbildungsrichtung „Kinderdiakonin“ wurde zur Ausbildung „Erzieher/in“, aus der Ausbildung „Wirtschaftsdiakonin“ die der „Familienpfleger/in“. Die Ausbildung zur Gemeindediakonin wurde eine rein kirchliche Ausbildung.

Die Ausbildung zur Verwaltungsdiakonin wurde nicht mehr fortgesetzt. Der Weg der Diakoninnengemeinschaft: Begleitung der Diakonin und Pflege der Gemeinschaft mit Angeboten von Weiterbildung, Rüstzeiten, Kontakte zu den anderen Schwesternschaften im Zehlendorfer Verband und zum Weltverband DIAKONIA.

Zwei Wege, die immer wieder Berührungspunkte haben, so z. B. durch die Praxisstellen im Kindergarten, wo die Diakoninnen als Mentoren tätig sind. Die Diakoninnen geben nicht nur ihr Wissen und ihre Erfahrungen weiter, sondern lassen auch etwas sichtbar werden von ihrem Leben in der Diakoninnengemeinschaft.

Denn für alle Diakoninnen sind drei Leitsätze für das Zusammenleben in der Gemeinschaft verbindlich:

- Besinnung auf das Glaubensfundament der Gemeinschaft – Sammlung und Sendung
- Aufbau und Pflege der Gemeinschaft – Stärkung untereinander, Hilfe füreinander, Gemeinschaft miteinander
- Bewusst in dieser Welt nach Innen und Außen leben – Blick auf Gott und Blick auf den Nächsten

Mein Wunsch für die Absolventinnen und Absolventen des Seminars für Kirchlichen Dienst ist, dass sie sich auch zu einer Gemeinschaft zusammenfinden können, die ein Stück Wegbegleitung und Hilfe sein kann. In dieser schnelllebigen, unruhigen und oft „kalten“ Zeit ist es gut zu wissen, dass es Menschen gibt, die einander helfen und stärken können und in ihre Fürbitte einschließen. Die Diakoninnengemeinschaft will dazu gerne in beratender Funktion mit tätig sein.

Ilse Herbst
Vorsitzende der
Diakoninnengemeinschaft e.V.

Projekttag an unserer Schule – immer wieder ein Erlebnis

Ein spezielles Angebot innerhalb anderer etablierter Arbeitsfelder unserer Schule stellen die themenbezogenen Projekttag dar.

Jeweils in der Woche vor den Weihnachts- bzw. Sommerferien übernehmen die Schülerinnen der Unter- und Mittelstufe mit großem Engagement die Planung und Durchführung der projektorientierten



Woche, die in der Schulweihnachtsfeier bzw. dem Sommerfest jeweils ihren Höhepunkt findet.

Voller Eifer und Ideenreichtum widmen sich die Schüler zunächst der Wahl des interessantesten oder auch tiefsinnigsten Themas. In derartigen Arbeitsprozessen werden divergierende Meinungen nur selten durch Abstimmung erledigt, sondern offen ausdiskutiert.

Im Dezember vergangenen Jahres entschied sich die Unterstufenklasse der zukünftigen Erzieherinnen für das Projektthema „Weihnachten mit Kinderaugen“.

Dazu mussten nun erst diverse Arbeitsgruppen gebildet werden. Die Organisationsgruppe, die wie in jedem Jahr alle Fäden in der Hand hatte, sorgte dafür, dass sich optimale Lern- und Arbeitsbedingungen auf den verschiedenen Ebenen boten. Die Ausführungen der Andachtsgruppe beispielsweise, die entsprechend dem religiösen Profil unserer Schule durch das Programm führte, mussten mit den Ideen und Darstellungen der anderen Gruppe, wie z. B. der Theater-, der Musik-, der Dekorations- und der Spielgruppe, abgestimmt werden.

Das bedeutet natürlich, dass Interaktions- und Kommunikationsprozess innerhalb und zwischen den einzelnen Gruppen und Gruppenmitgliedern ständig analysiert und gelenkt werden müssen. Hierzu stehen den Schülerinnen die Kollegen der Schule natürlich hilfreich zur Seite. Auch scheuen sich die Lehrer nicht, selbst aktiv in den Gruppen mitzuwirken, so dass sich hier für Lehrer und Schüler die Möglichkeit bietet, einander in einem ungewohnten Kontext kennen zu lernen.

Diese enge Zusammenarbeit zwischen allen Beteiligten macht zudem eine fächerübergreifende Interpretation der ausgewählten Thematik möglich, wodurch auf praxisorientierte Art und Weise Erkenntnisse für das spätere berufliche Handeln gewonnen werden können.

So gehörte zu einem „Weihnachten mit Kinderaugen“ natürlich auch eine festlich

gedeckte Tafel mit verschiedensten Leckereien. Hierfür war die Kochgruppe verantwortlich, die Omas alte Rezeptbücher wälzte, um auch bisher Unbe-



kanntes oder schon Vergessenes anbieten zu können und die Festtafel, wie in jedem Jahr, zu einem kulinarischen Erlebnis werden ließ.

Da auch in der Küche jeder für sich allein arbeiten kann, galt es also auch hier, kollegiale, kooperative und solidarische Arbeitsformen auszuprobieren und umzusetzen, um schließlich wieder ein gelungenes Abschlussfest präsentieren zu können.

Am Tag des Abschlussfestes treffen sich alljährlich Schülerinnen, Lehrerinnen und ehemalige Kollegen in der von der Deko-Gruppe festlich geschmückten Aula, um dem Programm beizuwohnen, das jedes Jahr aufs Neue auf eine sehr angenehme Art die Ferien einläutet.

Jana Hasenjäger





Seminar für Kirchlichen Dienst

Staatlich anerkannte Fachschule für
Sozialpädagogik und Familienpflege

Puschkinring 58a

17491 Greifswald

Tel.: 03834 / 82 03 22

Fax: 03834 / 88 43 03

skd@pek.de

www.seminar-kirchlicher-dienst.de